

A misty, sepia-toned photograph of a person and a dog in a landscape. The person is standing in the center, and a dog is sitting in front of them. The background is a hazy, open landscape with some bare trees on the left side.

Gerbrand
BAKKER

JASPER und
sein Knecht

Suhrkamp

SV

Gerbrand Bakker
Jasper und sein Knecht

Aus dem Niederländischen
von Andreas Ecke

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 2016 unter dem Titel *Jasper en zijn knecht*
in der Reihe privé-domein bei De Arbeiderspers, Amsterdam.

Erste Auflage 2016

© der deutschen Ausgabe Suhrkamp Verlag Berlin 2016

© 2016 Gerbrand Bakker

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des
öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk
und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-42550-3

Jasper und sein Knecht

3. DEZEMBER 2014 [SCHWARZBACH] In drei Tagen hätte mein Großvater Geburtstag. Wenn Sinterklaas wieder fortgezogen war, hatten wir immer noch etwas in Reserve, das dieses Gefühl von Leere und Verlassenheit vertrieb. Meine Großmutter hatte am 7. August Geburtstag. Ich weiß sogar, in welchen Jahren die beiden geboren wurden: 1898 und 1904. Sie sind die Großeltern väterlicherseits, sie wohnten auf dem alten Land, in Barsingerhorn. Ich habe nicht die leiseste Ahnung, wann Opa und Oma Keppel Geburtstag hatten, und an ihre Geburtsjahre erinnere ich mich erst recht nicht. Sie wohnten auf dem neuen Land, an einer schnurgeraden, leeren Straße auf dem Wieringermeer-Polder. Oma Keppel ist eine Stiefoma, die aber schon längst da war, als ich geboren wurde. Für mich gehört sie einfach dazu. Meine richtige Oma war mit einem anderen Mann davongelaufen, einem niederländischen Nazi. Was in jener Zeit ziemlich ungewöhnlich war. Nicht das Nazi-Sein, das Davonlaufen. Sie ist nicht alt geworden. Krebs. Meine Stiefoma lebt – das ist doch etwas Besonderes, wenn ein Mann von zweiundfünfzig Jahren sagen kann, dass er noch eine Stiefoma hat. Wir haben aber keinen Kontakt mehr mit ihr, irgendwann muss etwas vorgefallen sein, das zum Bruch geführt hat. Manchmal, wenn ich an unsere Familie denke, habe ich ein wenig Mitleid mit meiner Mutter. Immer hat sich alles nur um die Bakkers gedreht, die Keppels wurden vergessen, zählten nicht wirklich.

Gerade bin ich mit Jasper die große Runde gegangen, im Schnee. Dem ersten Schnee dieses Winters, einer sehr dünnen Schicht, nicht viel mehr als hauchzarter Gardinstoff in einer von Sonnenlicht durchfluteten Wohnung. Besonders

kalt war es nicht, in diesem Teil der Eifel ist es selten windig. Im Wald haben wir einen Fuchskadaver gefunden, den Jasper vorsichtig beschnüffelte. Angenagt hat er ihn nicht, und als ich ihn so schnüffeln sah, fiel mir ein, dass der Fuchs ja auch zu den Hundartigen gehört und dass Jasper vielleicht deshalb nicht davon fressen will. Neulich hatte er nämlich den Kopf in den Bauch eines toten Rehs gesteckt. Zwei Öfen brennen, in der Küche und im Schreibzimmer, es schneit nicht mehr.

Ich träume regelmäßig von Opa Bakker. Ich glaube, ich habe ihn sehr liebgehabt. In meinen Träumen nehme ich deutlich seinen Geruch wahr, einen typischen Altmännergeruch, der bei einem fremden alten Mann unangenehm oder sogar widerlich wäre. Bei Opa Bakker fand ich ihn angenehm, ich nahm Opa gern in den Arm. Nachdem Oma gestorben war, wollte auch er eigentlich nicht mehr, hat aber schließlich noch etwa sieben Jahre durchgehalten. Er aß sehr oft Bratkartoffeln und ging wieder zu dem Friseur, zu dem Oma ihn nicht hatte gehen lassen. Wenigstens langweilte er sich nicht und wohnte bis zu dem Tag, an dem er starb, in seinem eigenen Haus. Bestimmte Nachrichtensprecher hasste er, weil er sie nicht verstehen konnte. Manche Sprecherinnen verstand er leidlich bis ausgezeichnet, es waren vor allem die Murmel männer, die er nicht ausstehen konnte. Er freute sich immer, wenn man ihn besuchte, und ich habe ihn nie klagen hören. Nein, das stimmt nicht ganz, manchmal sprach er davon, wie schrecklich es ist, wenn die vertrauten Menschen verschwinden, wenn die Frau, die Verwandten, die Freunde allesamt sterben. Er löste Kreuzworträtsel und kramte den ganzen Tag vor sich hin. Als er zu meiner Studienabschlussfeier kam – 1992, da war er dreiundneunzig –, hatte er am Vortag nicht den Rasen gemäht, um besonders frisch zu sein.

Ich glaube, er war zufrieden. Eine schöne Seinsweise, die Zufriedenheit. Bis zum Schluss hatte er volles Haar. Ein hübscher Mann.

Je älter er wurde, desto stärker prägte sich sein Schwimmbeckengang aus. Ich weiß, dass mancher versucht hat, diesen Schwimmbeckengang nachzuahmen oder herauszufinden, was genau ihn ausmachte, aber mein Großvater ging ganz automatisch so. Die Schultern leicht nach vorn, das Kreuz ein wenig hohl und dann mit den Armen weit nach hinten ausholen und mit den Händen die Luft wegschieben, als wäre sie Wasser. Das hat ihm bis ins hohe Alter eine sehr energische Ausstrahlung verliehen; er schien immer zielstrebig irgendwohin unterwegs zu sein. Mein Vater hat diesen Schwimmbeckengang zur Hälfte: die Schultern nach vorn gezogen und das Kreuz hohl, aber er wedelt nicht mit den Armen und schiebt erst recht nicht mit den Händen die Luft weg. Streng genommen hat er also gar keinen Schwimmbeckengang. Ich werfe manchmal einen Blick auf mein Spiegelbild, wenn ich an einer großen Scheibe vorbeigehe. Noch längst nicht die Haltung von Opa oder Vater.

Ich fürchte, ich habe viel mehr Ähnlichkeit mit meiner Oma als mit meinem Opa. Oma war zum Beispiel imstande, einen Pullover, den sie für mich strickte, sofort aufzuräufeln, als sie hörte, dass ich mit meiner Freundin Joke für ein Wochenende nach Paris fahren würde. Ihn aufzuräufeln und dann einen anderen Pullover zu stricken, mit einem anderen Muster, für einen meiner Brüder. Nach Paris, was denn noch? Für wen hielt ich mich eigentlich? Einen neuen Pullover hatte ich jedenfalls nicht verdient. Trotzdem liegen in meinem Kleiderschrank noch mindestens fünf von meiner Oma gestrickte Pullover. Sie sind unverwüstlich, modemäßig aber auch untragbar. Freitags mittags bereitete sie eine besonders

große Portion Milchreis mit roter Grütze zu, damit ich den Rest aufessen konnte, wenn ich auf dem Heimweg von der Schule mit dem Rad bei ihnen vorbeikam. Ich aß, sie strickte, Opa redete. Sie war streng. So streng, dass Opa ein paar Wochen nach ihrem Tod glaubte sagen zu müssen: »Ihr habt sie im Grunde schlecht gekannt, wir haben immer so viel zusammen gelacht.« Man durfte auch nicht etwa erwähnen, dass man sich in Schagen Süßigkeiten gekauft hatte, das kostete einen mindestens ein Paar warme Socken. Ihr Butterkuchen schmeckte ganz anders als der meiner Mutter, was am Ingwer lag, mit dem sie ihn würzte. Und wenn man ein wenig zu früh kam, war ihr Mittagsschläfchen noch nicht beendet, und sie verließ das Schlafzimmer mit offenem Haar wie ein junges Mädchen. Meine Oma musste ihr Haar zweimal am Tag zu einem Knoten hochstecken. Ziemlich viel Arbeit, dachte ich damals.

Sie war sehr stolz. In der Zeit, als ich das Haus des Metzgers in Barsingerhorn anstrich, aß ich mittags mein Butterbrot bei meinen Großeltern. Ich hatte gedacht, es wäre doch nett, meiner Oma an meinem letzten Arbeitstag eine Schachtel Pralinen zu schenken. Es fehlte nicht viel, und sie hätte die Schachtel nach dem Auswickeln quer durchs Zimmer geworfen. Wie ich nur auf so eine Idee kommen könne. Sie befahl mir, die Pralinen wieder mitzunehmen und selbst zu essen oder sie jemand anderem zu schenken. Als sie starb, hatten wir gerade Streit. Sie wusste, dass ich Zopfmuster nicht mag, trotzdem strickte sie mir einen Pullover mit Zopfmuster. »So gefällt er mir aber nicht«, sagte ich. Sie wurde wütend. Räufelte den Pullover zwar nicht auf, strickte aber auch nicht weiter und bekam wenig später einen Herzinfarkt. Im Krankenhaus wollte sie niemanden mehr sehen. »Ich liege hier gut«, soll sie gesagt haben. Bei der Beerdigung habe ich heftig geweint. Wegen des Streits, wegen dieses Pullovers mit

Zopfmuster und natürlich, weil sie nicht mehr da war. Ihre Schwester, Großtante Jans, ist im vergangenen Jahr gestorben. Hundertfünf ist sie geworden. Und sie war genauso streng (»scharf« sagt man in Westfriesland) wie meine Oma. *Boven is het stil* war ihrer Ansicht nach ein schlechtes Buch, weil ich alles erlogen hätte.

4. DEZEMBER [SCHWARZBACH] Wegen Opa Keppel ist mein Vater schon einmal gestorben. Ich wohnte damals in Leeuwarden, in einem alten Haus über einem Secondhandladen, ohne Telefon. In dem geräumigen Keller unter dem Laden lagen in einer Schicht Wasser große Haufen ausgemusterter Klamotten aus wer-weiß-wievielter Hand. Meine Mutter hatte für den Notfall eine Telefonnummer, vom Studentenklub Wolwêze, in dem ich alle zwei Wochen hinter der Theke stand. Eines Tages klingelte jemand bei mir, den ich flüchtig von der Akademie kannte.

»Dein Vater ist tot«, sagte er.

»Was?«, sagte ich.

»Dein Vater ist tot«, wiederholte er.

»Wie ist das möglich?«, fragte ich. Glaube ich. Kann sein, dass ich sogar »Warum?« gefragt habe.

Er wusste es nicht. Ob ich zum Klub mitkommen könne, fragte er, und meine Mutter zurückrufen. Er sah unglücklich und gehetzt aus und konnte mir im Grunde nichts weiter sagen. Ich wollte eigentlich nicht mitkommen, ich wollte auf der Treppe sitzen bleiben. Schließlich bin ich doch hinter ihm hergetrottet und habe meine Mutter angerufen. »Wie ist das denn möglich?«, fragte ich. Während meine Mutter ihre Antwort formulierte, wurde mir klar, dass sie von *ihrem* Vater sprach und auch gegenüber dem jungen Mann das Wort »Vater« gebraucht hatte, daher das Missverständnis. »Gott sei

Dank!«, rief ich. Das überhörte sie, aber später wurde mir ganz warm, wenn ich daran dachte. Zu seiner Mutter »Gott sei Dank« zu sagen, wenn ihr Vater gestorben ist – unverzeihlich. Jedenfalls war *mein* Vater nicht tot. Trotzdem weiß ich, wie es sich anfühlen wird, sollte es jemals so weit sein.

Als ich das Haus von Opa und Oma Keppel an der langen, leeren Straße zum letzten Mal betrat, kam ich, um Opa in seinem Sarg zu sehen. Es war ein Bauernhaus mit rotem Ziegeldach, genau wie das in einem halben Kilometer Entfernung. Überall auf dem Polder standen und stehen diese völlig gleichen Bauernhäuser. Von der Trauerfeier vor der Einäscherung ist mir kaum etwas im Gedächtnis geblieben. Gänse, an die glaube ich mich zu erinnern, eine riesige Schar schwarzweißer Gänse landete auf der Wiese, die man durch das große Fenster sah, das heißt, wenn man einmal nicht den Sarg anschaute. Es war Anfang der achtziger Jahre, und ich war todunglücklich in Leeuwarden, einer Stadt, die ich bis heute am liebsten meide.

Seine Enkel bedeuteten Opa Keppel nicht besonders viel. Wahrscheinlich reichten ihm schon seine drei Kinder aus erster Ehe, von der davongelaufenen Frau. Ich erinnere mich, dass ich ihn ein paarmal nach Den Helder zu Versammlungen der Heilsarmee begleitet habe, der mein Onkel Piet angehörte. Wenn dann Humtata-Musik gespielt wurde – ohne Humtata keine Heilsarmee –, blieben Opa und ich stur sitzen, während ringsum alle aufstanden. Ansonsten gab es kaum ein Gefühl der Verbundenheit. Er rauchte knochentrockenen Shag aus einer großen Dose und trank Jonge Jenever und blickte durch ein großes Fenster auf das quälend leere Land des Wieringermeer-Polders. Er hatte einen Mischbetrieb, riesige Schweine standen in einem kleinen Stall.

Ich weiß nicht, was für ein Leben Opa und Oma Keppel miteinander hatten. Oma Keppel schimpfte uns aus, wenn wir löchrige Hosen trugen – was sollten die Leute von unserer Mutter denken? Nachdem der Kontakt abgebrochen war, bin ich ihr noch einmal in Amsterdam begegnet, bei einer Ballettaufführung von einer meiner Cousinen. Oma Keppel fragte, wie es mir ging, weil sich das so gehört. »Gut«, antwortete ich, »Studium abgeschlossen und jetzt Sozialhilfe.« Sie brummte irgendetwas in sich hinein und sagte dann, ich sollte besser mal arbeiten, denn irgendwann käme nach der Sozialhilfe die Rente, und dann wäre ich bald tot, das ginge schneller, als man denkt. Sie gab sich die größte Mühe, nicht auf meine Kleidung zu achten. Eine mürrische Frau, groß und grobgliedrig, wahrscheinlich hat sie es mit sich selbst schwer genug. Sie muss inzwischen fast Mitte neunzig sein – sie war erheblich jünger als mein Opa –, ich weiß, dass sie ein neues Hüftgelenk hat. Und das Witzige ist, dass auch ich nicht gerade ein besonders heiterer Mensch bin; wenn man nicht wüsste, dass sie nur meine Stiefoma ist, könnte man glauben, ich hätte meine mürrische, abweisende Art von ihr geerbt. Ich weiß, dass Opa sich für seine Trauerfeier Drehorgelmusik gewünscht hatte, aber etwas anderes bekam, weil Oma keine Drehorgelmusik hören wollte. Irgendwann habe ich geschrieben, meiner Erinnerung nach sei *We'll meet again* von Vera Lynn gespielt worden. Dass ich mich jetzt auf diese Behauptung stützen muss, macht ihren Wahrheitsgehalt noch fragwürdiger. Sie hatten eine Zeitlang einen Deutschen Schäferhund, der in den Hinterläufen einknickte, wie bei dieser Rasse üblich, und so angestrengt ich auch nachdenke, einen Namen kann ich dem Tier nicht mehr geben. Einem Gerücht zufolge pflegte Oma Keppel verwaiste Küken zwischen ihren Brüsten zu wärmen, und einmal soll ein Probenehmer sie so gesehen haben. Aber das ist eben nur ein Gerücht.

»Probenehmer« – dies für die Nichtlandwirte unter den Lesern – waren meist männliche, nur selten weibliche Behördenmitarbeiter, die milchproduzierende Höfe aufsuchten und die Menge und vor allem Qualität der Milch prüften. Noch heute tun sie das, allerdings nur bei den Landwirten, die nicht mit einem Melkroboter melken, denn der Roboter nimmt selbst Proben. Ein Landwirtschaftsberuf, der wirklich ausgestorben ist, ist der des »Zeichners«. Der kam, wenn ein Kalb geboren worden war, und hatte ein Buch, das für jedes Kalb drei vorgedruckte Umrissenthielt: beide Seiten und den Kopf. Er zeichnete das (schwarz- oder rotbunte) Kalb so genau wie möglich, damit auch die ausgewachsene Kuh jederzeit identifiziert werden konnte. Der Zeichner stand im Dienst des Zuchtverbands, er zeichnete also nur Herdbuchvieh. Nichtherdbuchvieh konnte, ohne je irgendwo verbucht worden zu sein, verkauft werden oder geschlachtet oder was auch immer. Der Zeichner ist durch große, hässliche Marken in den Kälberohren ersetzt worden. Wäre ich fünfzig Jahre früher zur Welt gekommen, hätte ich sicher gedacht: Was für eine wunderbare Arbeit, das Kälberzeichnen.

5. DEZEMBER [SCHWARZBACH] Letztes Jahr habe ich am 6. Dezember in der Filiale der Volksbank in Bitburg einen Nikolaus gesehen, wie Sinterklaas hier heißt. Ganz seltsam kam mir das vor, wie Schnee im August oder ein Kaktus am Südpol. Gestern sagte mir mein Nachbar Klaus, dass natürlich auch in Deutschland Nikolaus gefeiert werde. »Mit *Zwarte Pieten*?«, fragte ich. Er schaute mich groß an und sagte: »Nein, mit Knecht Ruprecht.« Ob der denn auch schwarz sei, wollte ich wissen. »Manchmal ja«, sagte Klaus. »In den Niederlanden bekämpft man sich gerade bis aufs Blut wegen *Zwarte Piet*«, erklärte ich. »Schwarze als Knechte, so was

geht nicht mehr, meinen viele, das ist rassistisch. Ist das hier kein Thema?» Ist es nicht. Nachbar Klaus fügte aber noch verschmitzt hinzu: »Nur wenn Knecht Ruprecht Jude wäre, dann wär was los.« Klaus spottet gern über den Umgang der Deutschen mit ihrer Vergangenheit. Im letzten Sommer fand ich im Wald einen Umschlag mit Passfotos. Ein älterer Mann, der sich offensichtlich groß in Szene gesetzt hatte. Ich zeigte Klaus die Fotos und die Telefonnummer auf dem Umschlag. »Düsseldorf«, sagte er und schaute sich die Fotos noch einmal genauer an. »Er hat all seine Nazi-Orden angelegt.«

Ich fragte, ob Knecht Ruprecht von den Schornsteinen schwarz wird.

Klar.

Außerdem wollte ich wissen, wo der Nikolaus wohnt.

Darüber musste Klaus erst einmal nachdenken. »Am Nordpol«, sagte er schließlich.

»Ach was«, sagte ich, »in Spanien.«

»Spanien? Was hat er denn da verloren?«

»Na ja«, sagte ich, »ein bisschen Urlaub machen, auftanken fürs nächste Jahr.«

»Nein«, entschied Klaus, »der Nikolaus wohnt am Nordpol.«

»Aber da wohnt doch schon der Weihnachtsmann!«, sagte ich.

»Ja, aber Nikolaus und Weihnachtsmann, ist das denn nicht dasselbe?«

Deutsche. Die lassen sich keine Gelegenheit entgehen, etwas zu feiern und frei zu haben. Regelmäßig sind die Geschäfte hier wegen irgendeines mir völlig unbekanntem katholischen Feiertags geschlossen. Ich brach mein Verhör ab, fragte Klaus nicht, ob er glaubt, dass Sinterklaas zum Nordpol zurückkehrt, sich umzieht und drei Wochen später wiederkommt, um noch einmal alle mit Geschenken zu überhäufen.

Heute Abend läuft in den Niederlanden *Boven is het stil* im Fernsehen. Ich habe hier eine Schüssel, mit der ich nicht weniger als tausendachthundert Sender völlig umsonst empfangen. Der einzige niederländische ist BVN, und so bestimmt BVN, was ich als Expat zu sehen bekomme. Ziemlich viele für mich unverständliche flämische Sendungen und fast nie einen Film. Aber ich habe aus Amsterdam die DVD mitgebracht, und so werde auch ich heute den Film sehen, aber nicht erst um 23:55 Uhr wie auf NPO 2. Da dürfte wohl so mancher vor dem Fernseher einnicken.

Ich habe mich in nichts eingemischt. Irgendwann habe ich eine Version des Drehbuchs gelesen, weil Regisseurin Nanouk Leopold mich darum bat. Dazu geäußert habe ich mich kaum. Ich sehe die Sache so: Ich habe ein Buch geschrieben, und jetzt macht eine Filmemacherin einen Film, der auf dem Buch beruht. Ich verstehe nichts vom Filmemachen, kann kaum ein Drehbuch lesen, das heißt nicht die Bilder dahinter sehen. Bei Lesungen antworte ich auf Fragen zum Film (es wird gern nach meiner Einstellung dazu gefragt), dass ein Buchautor bei einer Verfilmung nie verlieren kann. Ist der Film gut und hat Erfolg in den Kinos, bedeutet das noch mehr Interesse am Buch, also vielleicht noch mehr verkaufte Exemplare, und der Autor ist glücklich. Ist der Film kein kommerzieller Erfolg und in den Augen von Kritikern und Kinobesuchern misslungen, steht also in allen Kritiken, das Buch sei viel besser, ist der Autor ebenfalls glücklich. Ich begreife wirklich nicht, warum Tommy Wieringa vor ein paar Jahren wegen des Drehbuchs nach *Joe Speedboat* einen solchen Aufstand gemacht und sogar gegen die Verfilmung geklagt hat. Das Ergebnis war: kein Film. Ich kann mir gut vorstellen, dass Filmproduzenten in Zukunft lieber die Finger von seinen Büchern lassen. Er hat sich ins eigene Fleisch geschnitten.

Als dann tatsächlich die Dreharbeiten begannen, in Seeländisch-Flandern, dachte ich: So etwas passiert mir wahrscheinlich kein zweites Mal. Muss ich diese Gelegenheit nicht beim Schopf packen? Und so schickte ich Nanouk, die ich inzwischen etwas näher kennengelernt hatte, eine Mail mit der Bitte, eine kleine Rolle spielen zu dürfen. Ohne Text. Ihr gefiel die Idee, und als wir beide unabhängig voneinander die gleiche Rolle vorschlugen, war die Entscheidung gefallen. Ein paar Stunden habe ich mich deshalb als Bettenlieferant betätigt und bin dabei ziemlich ins Schwitzen gekommen, denn Nanouk hält nicht viel von Proben, so dass Marc van Uchelen, der Hauptbettenlieferant (mit Text), und ich, ohne jemals ein Auping-Bett zusammengebaut zu haben, ein Auping-Bett zusammenbauen mussten. Nanouk hält nämlich viel von der Lass-die-Kamera-laufen-ich-kann-immer-noch-Cut-rufen-Methode. Im fertigen Film sind von alldem vielleicht zehn Sekunden übrig. Und natürlich habe ich auch nicht moniert, dass es sich um ein Auping-Bett handelte, während im Buch von einem noch teureren Bett die Rede ist, einer skandinavischen Marke mit einem ä darin. Es war ein unwirklich schöner Märztag, um die fünfzehn Grad, Sonne, wenig bis kein Wind und grelles Licht. So grell wie nur im März, wenn die Bäume noch ohne Blätter sind und nichts das Sonnenlicht schluckt. Das Catering-Essen war sehr lecker. Jeroen Willems trat sich die Gummistiefel von den Füßen und legte sich in dem Raum, in dem sämtliche Schauspieler und die Crew-Mitglieder redeten und aßen, aufs Sofa, um ein Nickerchen zu machen. Manche Menschen können das: so tun, als wären alle anderen gar nicht da, und sich vollkommen entspannen.

Im Oktober 2012 sah ich den Film zum ersten Mal, in einem kleinen Saal irgendwo in Amsterdam. Eine Rohfassung, mit

Musik von Philip Glass (auf die man später aus Kostengründen verzichten musste), blassen Farben und französischen Untertiteln, weil er kurz zuvor einem französischen Verleiher vorgeführt worden war. Jeroen Willems saß schräg hinter mir und verhielt sich reichlich ablenkend. Er seufzte und räusperte sich, lachte in den seltsamsten Momenten, manchmal stöhnte er auch, und er konnte nicht stillsitzen. Ich schaute und las – das kann ich nicht lassen – die für mich unverständlichen französischen Untertitel. In der Anfangsszene war ein paarmal der Ruf eines Fasans zu hören gewesen, und ab da war ich zuversichtlich, dass alles gut werden würde. Allmählich wurde mir klar, dass es für einen Hauptdarsteller eine schwere Prüfung sein muss, die erste Fassung des fertigen Films zu sehen. Er sieht weniger das, was er sieht, als das, was er nicht sieht, er denkt an all die wunderbaren Szenen, die geopfert wurden, er spürt, wie viel Arbeit ganz umsonst investiert wurde. Er kann den Film einfach nicht so sehen, wie er ist; was er sieht, kann sogar wehtun. Wenn ein Verlagslektor ein Romanmanuskript völlig umarbeiten, ganze Kapitel streichen, dafür neue schreiben, Personen eliminieren und andere einführen, den Schauplatz der Handlung ändern würde – einen Autor könnte das in den Wahnsinn treiben.

»So etwas passiert mir wahrscheinlich kein zweites Mal«, das ist schon überholt. Im Augenblick schreibt jemand die zweite Version einer Drehbuchfassung von *De omweg*, gefördert vom Filmfonds. Ich mische mich wieder nicht ein und weiß auch, dass vielleicht am Ende gar kein Film gedreht wird. Wenn doch, hätte ich aber wieder Lust auf eine kleine Rolle, mit etwas weiterer Anreise als nach Seeländisch-Flandern. »Und diesmal mit Text«, wie Els Vandevorst, eine der Produzentinnen, gedroht hat.

Anlässlich des Nederlands Film Festival in Utrecht 2013 sollte ich etwas über Jeroen Willems schreiben, für eine Gedenkveranstaltung. Ich sträubte mich mit dem Argument, dass ich ihn kaum gekannt habe. Man drängte mich, und ich ließ mich überreden. Im Fernsehen wird jedes Jahr der Abschlussabend übertragen, an dem die Goldenen Kälber überreicht werden. Ich saß vor dem Fernseher und sah und hörte alles Mögliche, aber was nicht kam, war mein Text:

Wir aßen an langen Tischen auf der Bühne des Rabo-Saals in der Stadsschouwburg Amsterdam. Auf einem behelfsmäßigen Podium sang Jeroen Willems, begleitet von fünf Musikern. Orfeo von Monteverdi, aber nach Willems-Art. Hinterher sagte eine gemeinsame Freundin: »Ich stelle dich ihm mal vor.« »Nein!«, rief ich, »ich bin überhaupt nicht interessant für ihn.« Ich war interessant für ihn. Er kam mir sehr nah und fragte: »Wie fandest du's?« Gespielt nervös, glaube ich. »Ich fand's gut«, antwortete ich, wirklich nervös.

Ein paar Monate später verkörperte er Helmer. Groß, gebräunt, selbstbewusst stolzierte er in Siebenmeilenstiefeln herum. »Hat man dich so gut geschminkt?«, fragte ich. Es war März. Er lächelte schief, ohne zu antworten. Ich spielte eine winzige Nebenrolle, und mir war speiübel vor Nervosität. Wieder kam er mir sehr nah, obwohl er gar nicht in meiner Nähe war. Nach dem Mittagessen schwätzten alle munter drauflos, und er legte sich auf das einzige Sofa im Raum. Ohne Stiefel, aber in den Helmer-Sachen. Er war ein Schauspieler. Groß war er. Ruhem wollte er.

Wieder ein paar Wochen später wurde eine Abendszene mit Kunstschnee aufgenommen, außerdem eine Making-of-Szene. Von mir verlangte man ohne Vorankündigung, ihn zu interviewen. »Davon hat mir keiner ein Wort gesagt!«, protestierte ich. Nie zuvor kamen wir uns so nah. Diesmal auch physisch,